



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Die Glaubensphilosophie. 3. : Alwill und Woldemar.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dazu muß die Bank freilich zuerst in den Stand gesetzt werden, ihre Verpflichtungen zu erfüllen und hiefür soll wesentlich das neue Lotterie-Anlehen dienen. Wird es diesen Zweck erreichen? wir erlauben uns es zu bezweifeln, bei den günstigsten Anerbietungen, welche den Staat mit einer neuen jährlichen Zinsenlast von 12 Mill. fl. beschweren, bei den lockenden Gewinnen sind bis jetzt nur 70 Mill., also etwas über $\frac{1}{3}$ des erforderlichen Betrages gezeichnet, diese 70 Mill. gehen aber lange nicht zum Nominalbelauf in Silber ein, also kann aus dem Erträgniß des Anlehens nur ein kleiner Theil der Staatsschuld von 264 Mill. an die Bank zurückgezahlt werden. Außerdem liegt die Vermuthung nahe genug, daß dies Anlehen wie so viele früheren seinem Zwecke entfremdet und zu unproductiven Rüstungen verwendet werden werde, ist doch die politische Zukunft Oestreichs so dunkel wie möglich! Wir haben oben seinen Zustand mit dem Frankreich von 1789 verglichen, die Parallele läßt sich weiter führen, aber wenn die jetzigen gährenden Zustände mit den französischen am Ende des 18. Jahrhunderts vielfache Analogien haben, so glauben wir wird das Resultat ein ganz entgegengesetztes sein. Die Revolution von 1789 führte zur Centralisirung und einheitlichen Verschmelzung der Provinzen Frankreichs, wenn aber der erweiterte östreichische Reichsrath zu Generalstaaten oder zum Convent werden sollte, so muß die Auflösung der habsburgischen Monarchie in ihre disparaten Bestandtheile die Folge sein.

Die Glaubensphilosophie.

3.

Alwill und Woldemar.

Die Gründung des Merkur bezweckte zunächst, die ökonomischen Umstände der beiden Freunde zu verbessern. Wieland als armer Professor in Erfurt und seit dem 11. Aug. 1772 als Prinzenhofmeister in Weimar bedurfte einer Zulage sehr dringend. Auch F. S. Jacobi's Verhältnisse hatten sich verschlechtert: sein Vater, durch verschiedene Unglücksfälle betroffen, näherte sich mehr und mehr dem Bankerott, dem er im März 1774 rettungslos und zum größten Glend verfiel; Jacobi selbst hatte Ende 1771 sein Gewerbe aufgegeben und durch seine Gönner Goltstein und Hompesch ein Staatsamt erlangt; die Disposition über das sehr ansehnliche Vermögen seiner Frau erhielt er erst 1776. Die Journalistik schien das bequemste Mittel, schnell etwas zu erwerben; in Weimar sah man es gern, in der Hoffnung, über das Ländchen da-

durch einen ungewöhnlichen Glanz zu verbreiten; Jacobi schoß wol die Geldmittel vor, mühte sich auch um Mitarbeiter (z. B. Merck), und der erste Erfolg (Anfang 1773) war glänzend. Aber die Einrichtung hatte einen Fehler: Jacobi betrachtete sich mehr als stillen Theilnehmer, und überließ die ganze Arbeit Wieland, den er aus der Ferne in Briefen sehr scharf kritisirte. Und Grund genug gab ihm Wieland; er beging fast alle Sünden, die ein Journalist nur begehn kann. Er nahm kritische Sudeleien und andere Trivialitäten auf, und entschuldigte sich dann bei Jacobi, der Merkur sei für die mittelmäßigen Leute bestimmt; hofmeisterte seine Mitarbeiter in Noten und Entgegnungen; schrieb Apologien seiner eignen Dichtungen, und wenn er wirklich edel zu Werke ging, z. B. in seiner Recension des Götz, so unterließ er es nie, vorher anzumerken, man werde es ihm zwar sehr verdienen, daß er gegen seine Feinde gerecht sei, er wolle auch gar nicht ihre Gunst damit erwerben, aber u. s. w. — Das Schlimmste war, daß er jedem persönlichen Eindruck zugänglich war: wer ihn freundlich behandelte, auch nur ihm ein schöngebundnes Exemplar zuschickte, den empfahl er regelmäßig seinem Merck zur gefälligen Berücksichtigung; griff ihm auch darin vor. Freilich übermannte ihn dann wieder die Ungeduld oder das kritische Gewissen; um so bunter sah es dann im Journal aus.

Wol konnte man es dem doch schon berühmten Schriftsteller nicht verdenken, wenn er es übel nahm von dem jüngern Freund, der noch nichts geschrieben, fortwährend geschulmeistert zu werden. „Ich bin, schreibt er ihm 12. März 1773, des Merkur schon satt, ehe er noch angegangen ist. Wir sollten uns wenigstens alle Wochen ein paar Mal sprechen können. Ich sehe ein, daß wir oft in unsern Ideen und Gesinnungen divergiren werden, und durch Briefe läßt sich das nicht so leicht wieder gut machen. — Der poetische Artikel wird wahrscheinlich immer sehr mager sein. Wir haben keine Dichter mehr; Leiermänner, so viel wir wollen. Ihr Bruder, der unstreitig mit noch zwei oder drei, unter die Ausnahmen gehört, ist gleichwol gar nicht was er sein könnte oder sollte. An Genie, an Gefühl, an Imagination fehlt es uns nicht, aber an Geschmack. Und dann wünschte ich zu Gott, daß man entweder die Welt mehr kennen, oder, wenn man sie kennt, sie weniger verachten möchte. Der seltsame Ton von christlich andächtigen verfeinertem Heidenthum, mit Platonismus und mit unendlich verfeinerter, filigranmäßig verarbeiteter sentimentaler Moral versezt, macht auf uns ungefähr eben die Wirkung, die er auf die beste Gesellschaft in Paris machen würde.“ —

Wenn es Jacobi schon verlegte, aus seinem eignen Journal die Gedichte seines Bruders ausgeschlossen zu sehn, so wurde es bald noch schlimmer. Nicolai hatte Wieland in Weimar besucht, und ihm sehr gefallen: eilig schrieb er (im Juli) für den Merkur eine lobende Recension des Sebaldus Nothanker und der allgemeinen Bibliothek. Jacobi, der Nicolai ohnehin haßte, „wegen

seiner Ränke und seiner vielfältigen Verräthereien am Guten und Schönen," und weil er „alle Achtung, die man dem Genie schuldig sei, faunisch mit Füßen trete," fand in einer Nebenfigur des Sebaldus (Säugling) eine Satire auf seinen Bruder. In dem Verdruß über Wielands Kritiklosigkeit hielt er ihm nun (8. Aug.) sein ganzes Sündenregister vor, in einem Ton, der Wieland (14. Aug.) zu der Replik veranlaßte: „Ich hasse nichts ärger, als meinen Freunden alle Augenblicke eine Rechtfertigung meines Betragens vorlegen zu müssen . . . Ich denke, ich habe lange genug gelebt, um empfinden und meine Meinung sagen zu können, ohne immer meine Gründe zu deduciren . . . Bedenken Sie, was aus mir werden müßte, wenn ich immer für alles, was ich Ihnen nicht recht schreibe und thue, Rechtfertigung vorlegen müßte. Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne williglich, daß ich wenig Lust habe, mich alle Augenblicke Hofmeistern zu lassen. — Ein für allemal, Ihr Geniuss ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren auch Brüder wie wir; aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden. Das ist nunmehr wol das Beste, was wir thun können.“ — Indes drei Tage darauf thut ihm die Sache doch wieder leid. „Ich bin ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange böse sein kann . . . Ich kann nicht lügen, und also kann ich Ihnen auch nicht sagen, daß mein Herz gegen Sie wäre wie gestern und ehegestern; aber das ist gewiß, daß wir ganz hübsch auf dem Wege sind, weder ohne einander noch mit einander leben zu können.“ Und wieder drei Tage darauf (20. Aug.): „D im Grund der Seele fühl' ich es, ich muß Sie lieben, ich wolle oder wolle nicht.“ — Das Verhältniß wurde leidlich wieder hergestellt, die Jacobis gründeten neben dem Merkur noch ein eignes Journal (Iris), und enthielten sich fernerer Ausstellungen; doch schreibt Wieland, 22. Nov.: „Ihr letzter Brief ist ungefähr so kalt und trocken, wie es seit langer Zeit alle die meinigen sind. Ich sage dies nicht, um mich darüber zu beschweren, sondern nur, damit Sie wissen, daß ich es wol gemerkt habe. Das Gefühl ist immer der letzte Sinn, den wir verlieren.“ — Dann, über ein neues Schreiben Jacobi's sehr gerührt, 11. März 1774: „Wol Recht haben sie zu fragen: wohin wollen wir, wenn wir nun so von einander in die weite Welt laufen? . . . O fragen Sie nicht! Ich bin ein schwacher Mensch mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen, anfangen könnten, was Sie wollten. Aber — nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr! Gehen wir in Gottes Namen jeder seinen Weg, so nahe beisammen als möglich; nur nie wieder so nahe, daß wir uns die Köpfe aneinander zerschellen.“ — 13. Mai: „Ganz gewiß, mein Jacobi, sind Sie der beste und wärmste Sterbliche, den ich kenne. Sie empfinden immer sehr richtig; nur manchmal ein wenig zu stark für uns andere schwächern Geschöpfe. Ihr Zorn — verzehrt

und Ihre Liebe — erdrückt. Wenn Sie, Seele von Feuer! ein wenig sanfter brennen könnten, so würden Sie, wie die Sonne leuchten und erwärmen.“ —

1. Juli — „Resistite Diabolo, d. h. widersteht dem Enthufiasmus, so sehr er auch die Gestalt eines Engels des Lichts annimmt. Doch bei meinesgleichen indolenten Leuten ist die Gefahr so groß nicht, als bei euch andern feurigen Männern.“ — 4. Oct. 1774: „Auf meinen Knien, liebster Bruder Fritz, möcht' ich Sie oft bitten, so lange und viel im Don Quixote und nur im Don Quixote zu lesen, bis Sie sich diesen gigantischen Stil, in den Sie fast allemal, wenn Sie warm werden, verfallen, völlig abgewöhnt hätten.“ — 21. Oct.: — „Ich passire hier unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf, aber . . . Sapere, sapere, liebster Jacobi! Am Ende müssen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange.“ — Die letzten Bemerkungen waren nicht kaltblütige Kritik, sondern bittere Eifersucht auf Goethe.

Das Verhältniß Jacobi's zu Goethe ist in den Biographien des letzteren so häufig erzählt worden, daß wir uns damit begnügen, eine Seite hervorzuheben, die man übersehn hat. Wie man bei Goethe alles rechtfertigt, so hat man auch die Art und Weise rechtfertigen wollen, wie er 1779 mit Jacobi brach. Diese Rechtfertigungen sind nicht sehr glücklich. In einem Verhältniß inniger, ja leidenschaftlicher Freundschaft erscheint es doch als eine starke Rohheit, wenn man ein eben vollendetes Werk des Freundes, in dem dieser seine heiligsten Ueberzeugungen niedergelegt zu haben glaubt, öffentlich dem Hohngelächter eines übermüthigen Hofes Preis gibt, und nicht allein die Schrift selbst, sondern auch die Person des Schriftstellers aufs härteste verunglimpft. Das hat aber Goethe gethan, und er selber hat keine andern Gründe angeführt, als sein Mißfallen an gewissen Seiten des Buchs und die allgemeine Neigung, alles zu parodiren. Diese Gründe sind gewiß nicht stichhaltig, und daß im weitern Verlauf der Angelegenheit Goethe eine ernste und würdige Haltung bewahrt, während Jacobi alle Haltung verliert, ändert an der Sache nichts. Wir glauben eine bessere Entschuldigung für Goethe gefunden zu haben: jene Kreuzigung des Woldemar war nicht der Ausfluß eines übermüthigen Augenblicks, sondern der Ausfluß eines tiefen, lange verhaltenen und theilweise wenigstens gerechtfertigten Grolls gegen den alten Freund.

Die frankfurter Titanen, an deren Spitze Goethe stand, hatten 1773 gegen die Empfindelei des älteren Jacobi und gegen die breite und schwächliche Darstellung Wielands eine entschiedene Abneigung. Der jüngere Jacobi, der noch nichts geschrieben, wurde mit zur Schule gerechnet. Im März 1774 erschien Goethe's Pamphlet Götter, Heiden und Wieland. Zwischen Jacobi's Frau und Goethe's Schwester hatte im Sommer 1773 einige Annäherung stattgefunden, aber erst im Juli 1774 kamen die beiden Männer zusammen.

Es war die wunderbarste Gesellschaft verschiedenartigster Genies, die sich zuerst in Elberfeld begegneten: Goethe, Lavater, Jacobi, Stilling, Heinse und einige Pietisten und Mystiker aus den stillen Gemeinden jener Gegend. Goethe und Jacobi sonderten sich bald von den Uebrigen ab, und es entspann sich zwischen ihnen jene glühende Freundschaft, die von beiden Seiten aufrichtig gemeint war, obgleich Goethe, der sechs Jahre jüngere Mann, entschieden als der Ueberlegene auftrat. In beider Persönlichkeit lag etwas Bezauberndes, und wenn ihre Ansichten einigermassen divergirten, so war Jacobi damals für jede neue Idee empfänglich: im philosophischen Denken wahrte er seinen eignen Standpunkt, nahm aber die poetischen Schöpfungen seines Freundes mit unbedingter Bewunderung hin. „Goethe ist der Mann, schreibt er, 10. August 1774 an Sophie La Roche, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben.“ — An Wieland 27. August: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Besessener, dem fast in keinem Fall gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Bessern in ihm möglich sei, aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. . . Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel herunter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem andern mehr zu empfangen, als er ihm geben konnte; Mangel und Reichthum umarmten sich einander, so ward Liebe unter uns. Sie kanns ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine vom Andern — die ganze Gluth der meinigen; nie werden sie einander verzehren.“ — Mit jubelndem Entzücken liest er den Werther: „Welch ein Bäcklein! Goethe weiß, daß ich's ganz gefast habe. Das ist doch nun einmal ganz gewiß ein wahres, inniges ewiges Verhältniß, was mich und Goethe aneinander bindet!“ (An Sophie) — Mit demselben Jubel empfängt er den Prometheus, den Clavigo, den Faust; legtern während eines längern Aufenthalts in Frankfurt in den ersten Monaten 1775. Als bald darauf das bekannte, höchst tactlose Pamphlet erschien: Prometheus, Deukalion und seine Recensenten, das alle Welt Goethe zuschrieb, sprach Jacobi im gläubigen Vertrauen, noch ehe sich Goethe darüber

erklärt, laut und entschieden die Unmöglichkeit aus, daß dieser der Verfasser sei. Man achte hier wohl auf eine Parallele! Es ist in neuerer Zeit Sitte geworden, die Schilderung, die Goethe in Wahrheit und Dichtung von Merck gibt, für unrichtig zu halten, wobei man ganz vergißt, daß uns nicht alle Actenstücke vorliegen. Nun schrieb Merck, nachdem Goethe bereits öffentlich sein Wort gegeben, daß er der Verfasser jener Broschüre nicht sei, an Nicolai, den gar nicht gewissenhaften Gegner Goethes, er glaube an dieses Wort nicht: er erklärte also seinen Freund für einen Lügner. — Der Gegensatz ist schlagend genug.

Jacobi suchte nun aufs eifrigste zwischen Goethe und Wieland zu vermitteln, es gelang ihm aber um so weniger, als er Febr. 1775 auch mit Klopstock einen Bund schloß, und denselben in einem Brief an Sophie für das Ideal menschlicher Größe erklärte. — In höchster Aufregung schrieb ihm Wieland, 9. April: „Ich soll Geduld mit Ihnen haben; das will ich auch, so lange bis Ungeduld die letzte Faser vollends abgerissen hat, womit mein Herz mit ihnen verwachsen war. . . . Klopstock und Goethe haben sich Ihrer Seele bemächtigt und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich und meint, ich hasse ihn. Darin irrt er. Klopstock ist für mich der Mann im Monde, ein Wesen aus einer mir unbekanntem und mit meinen äußern und innern Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen, kurz ein Wesen, wovon ich nichts begreife. En un mot, mon ami, je ne me plaindrai jamais de vous, de m'avoir quitté pour Klopstock et Goethe. L'amour ne se commande pas. Il y a longtemps que vous cherchez votre Alter Ego. Vous aviez cru le trouver en moi; vous vous trompiez; il y a mille différences entre nous qui à la longue ne pouvaient manquer de faire leur effet.“ „Wäre Goethe, antwortete Jacobi 22. April, Ihnen erschienen, wie er vor neun Monaten mir erschien, in all seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft: o wer hätte dann noch an den ruhmlosen in sich gefehrten Bruder Fritz gedacht! — Klopstock ist Ihnen der Mann im Monde — mir war er immer Nebenmensch. Den Werth und Unwerth seiner Schriften im Verhältniß zu meinem Individuum hier zu bestimmen ist nicht nöthig; genug, daß zu allen Zeiten ihr Verfasser mir als ein wunderbarer Geist erschienen, den ich gewünscht, einmal unmittelbarer betrachten zu können. Nun habe ich ihn gesehn und in ihm einen Menschen erkannt, den ich lieben und hochachten muß. Ihnen würde es nicht anders gehen, und fast in jeder Absicht würden Sie besser mit Klopstock als mit Goethe harmoniren.“

Raum ein halbes Jahr darauf war die Prophezeiung eingetroffen. „Den 7. d. M., schreibt Wieland 10. Nov. 1775, Morgens um 5 Uhr, ist Goethe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles was ich Ihnen, nach mehr als einer Krisis, die in mir dieser Tage vorüberging, sagen kann ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne. So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fris, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm. Wenn Sie bei uns wären! Doch es ist besser so; ich könnte euch beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seid, würde mich verzehren.“ — „Mit Goethe und Ihnen, antwortet Jacobi 23. Nov. nach schwerer Krankheit, ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte. Es wird sich von selbst nach und nach alles in die Riche senken, und was schadet's, wenn's dabei auch hie und da ein wenig kracht und erschüttert?“

Offenbar liegt in dieser Antwort etwas Kühles und Bedenkliches. Man hat es daraus zu erklären gesucht, daß Jacobi nun auf Wieland eifersüchtig wurde, wie dieser vorher auf Goethe. Aber es liegt noch etwas mehr darin. Das Verhältniß zwischen den beiden Freunden war kein ganz reines mehr. Goethe hatte Jacobi seine Stella geschickt, „ein Schauspiel für Liebende“; nicht die Stella, die wir heute lesen, sondern die damit schloß, daß Fernando beide Weiber behielt, und die außerdem noch einige ziemlich starke Stellen enthielt, welche Boas in seinen Nachträgen aufbewahrt hat. Nun muß man bedenken, daß Jacobi ein Ehemann war, der seine Frau aufrichtig liebte, und in der Familie alle Angelegenheiten, die ihn interessirten, zu verhandeln pflegte. Zwar huldigte er daneben, wie wir gesehen, noch der „göttlichen“ Sophie, aber das war eben eine geistige Huldigung; zwei Weiber zu haben erschien ihm zu viel. Er wurde stuzig nicht bloß über das Gedicht, sondern auch über den Dichter, und scheint das in einem Brief, der leider verloren gegangen ist, ziemlich deutlich ausgesprochen zu haben, denn Goethes Erwiderung April 1775 ist leidenschaftlich erregt: er wirft Jacobi Unglauben in der Freundschaft vor.

Dieser Gemüthsconflict nahm nun bei Jacobi einen höchst seltsamen Verlauf. Goethe hatte schon bei ihrer ersten Zusammenkunft ihn ermahnt, das unfruchtbare Feld der Speculation zu verlassen und poetisch zu schaffen. Jacobi hatte sich willig gezeigt, und Goethe 31. Aug. 1774 ihn in diesem Vorfat bestärkt. „Mir ist ganz wohl, Euch zu sehen in freier Gottes Welt, theils des gegenwärtigen Genusses willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch

in Hoffnung guten Vorbedeutens, daß Du Dich muthig entreißen wirst der papiernen Festung der Speculation, denn das raubt dem Menschen alle Freude an sich selbst. Denn er wird herumgeführt von dem und jenem, hie in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und weist ihm Jeder an seiner Hände Werk, und endlich sieht er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst und es verdreust ihn des Gaffens und Schmarogens an andrer Schöpfungsfreude und kehrt zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt, und begießt und genießt sein unter den Seinigen in herzlich wirkender Beschränkung.“ —

Was sollte nun Jacobi eigentlich dichten? Sein Talent lag, wie wir gesehen, in der brieflichen Auseinandersetzung seiner Empfindungen, Gedanken und Stimmungen, und da ihm der Werther das Vorbild für einen Roman in Briefen war, machte er sich rasch ans Werk und begann Alwills Papiere. Es sind Briefe theils im eignen Sinn theils im Sinn seiner nächsten Umgebungen; zu dem einen idealen Portrait mußte ihm seine Frau sitzen: er holte sie einigemal dazu ausdrücklich an seinen Schreibtisch. Eine femme incomprise, Namens Sylli, mochte irgend einer seiner Freundinnen entsprechen, doch hat er ihr nach seinem eignen Zeugniß seine eigenen trüben Stimmungen in die Feder dictirt. Die Hauptsache war der Held Alwill. Jacobi hatte sich aus dem Druck einer ängstlichen Erziehung frei gemacht und wollte nun in seiner Erzählung den wahrhaft freien Menschen schildern, der ohne Rücksicht auf Sitte und Gesetz nach souveränen Eingebungen seiner Natur groß und edel handelt. Er gab Alwill die Maske seines Freundes Goethe. Das Alter stimmt überein, die Aeußerungen, die er selbst und seine Freunde in ihren Briefen von Goethe gebrauchten, werden auf Alwill angewandt; das Portrait war nicht zu verkennen. Daß er sich hinter Goethe zurückzog, von dessen Einfluß er auf seinen noch schwankenden Charakter Festigkeit hoffte, war ursprünglich Bescheidenheit; daß er selber schon seit längerer Zeit ähnlich fühlte, zeigt ein früherer Brief an Wieland, 27. Oct. 1772.

„Es belustigt mich nicht wenig, wenn ich mich der Zeiten erinnere, wo ich bei einer jeden Sinnesänderung, die ich erfuhr, dachte, ich hätte einen großen Schritt näher zur Weisheit gethan, und mich wunderte, wie ich wenige Tage, ja oft nur wenige Stunden vorher ein so großer Thor sein konnte. Nachdem ich aber ein paar Mal abwechselnd in dem, was mir Thorheit gedeucht hatte, wieder zum weisen Mann, und in dem, was mir Weisheit gedeucht, wieder zum Thoren geworden war, da lernte ich die Sache besser einsehen. Ich bemühte mich alsdann um eine Kenntniß meiner besondern Natur; ich beobachtete mich sorgfältig und genau, und sammelte auf diese Weise nach und nach einige stehenbleibende Begriffe, welche mich immer weiter leiteten. Nun habe ich es soweit gebracht, daß, wenn ich mich in einer gewissen Ver-

fassung des Körpers oder des Geistes befinde, in welcher es mir unmöglich ist, bis auf das Wahre, soweit ich es zu erkennen fähig bin, durchzudringen, ich mir wenigstens bewußt bleibe, daß ich mich in dieser Verfassung befinde: alsdann enthalte ich mich, über etwas schließlich zu urtheilen. An solchen Tagen spiele ich den Alchymisten, und wenn ich auch kein Gold herausbringe, so finde ich doch oft etwas Anders in meinem Tiegel, was mich für meine Mühe belohnt.“

Dieser Individualismus wurde durch Goethe's Einfluß nur bestärkt, dem er 6. Nov. 1774 verspricht zu erzählen: „in was für Fesseln man mir von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie man alles angewendet, meine Kräfte zu zerstreuen, meine Seele zu verbiegen. Dennoch ward mir viel von meiner Anlage gewahrt und drum weiß ich an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horche ich: diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehn, ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen Tugend.“ — Alwill ist also ursprünglich, was Jacobi zu sein wünschte.

Die ersten Briefe Alwill's erschienen in der Iris Oct. 1775; Wieland, der anfangs den Verfasser nicht errieth, war sehr betroffen und prophezeite laut, Jacobi werde ihn auch als Dichter bei weitem überragen. Die Fortsetzung erschien im Merkur April, Juli und December 1776. Wieland's Wärme blieb sich immer gleich; er tadelte nur den Dichter gegen Andere, daß er seine Schöpfung, die für die Ewigkeit sein könne, in einzelne Fragmente zerbröckele; nur einmal, im Juli 1776, wurde er wild, als Alwill einen gar zu verwegenen Kraftgeniebrief schrieb, und hatte schon vor, Einwendungen dagegen aufzunehmen und den Uebermuth des Helden zurecht zu weisen. Er hatte ganz übersehn, daß mittlerweile in Jacobi's Denken eine große Umwandlung eingetreten war, und daß er nicht mehr im Namen Alwill's, sondern gegen die Alwill's schrieb. Das Glaubensbekenntniß, in welches Jacobi ursprünglich sein eigenes und Goethe's gemeinsam aufstellte, wurde nun für ihn zu einem Ausdruck vollendeter Ruchlosigkeit. Die Stella hatte ihre Wirkung gethan, und bis zu welchem Grad die Anklage gegen das Princip des souveränen Willens sich steigerte, das möge man aus zwei Briefen Syllis sehen, die keineswegs die stärksten, sondern nur die zusammenhängendsten sind. Der zweite ist allerdings erst in der zweiten Ausgabe des Alwill hinzugefügt, er faßt aber nur schärfer zusammen, was in den Briefen der ersten Ausgabe zerstreut war.

„— An diesem Alwill in eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finden . . es macht mich zittern für Unheil. Der unbändige Mensch mag wol dabei ein wackerer Junge sein und es mit Andern gewöhnlich besser meinen als mit sich selbst: aber dadurch wird er nur gefährlicher; das gibt ihm die offene, unschuldige Miene, wogegen kein Rath ist, worauf man ihm die

Hand vom Ferne reicht, sich ihm anschlängt. Erst hintennach wird man gewahr, was er für unsichere Straßen wandelt, wie verwegen er im Handeln ist, wie wohlfeil er seine Haut bietet, und folglich die seines Genossen mit. Nun ein Mädchen, das seines Weges käme . . . ! So geht unsere Luze verloren; denn sie stirbt . . . Nie war ihr ein Jüngling erschienen wie Alwill, so voll Geist und edlen Strebens, und zugleich an sich haltend, so sinnig und umsichtig. Keine Tugend, keine Liebenswürdigeit, die sich nicht in ihm abspiegelte wie Sonne im Meer. Und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur . . . Clemens nennt ihn einen Besessenen, dem es fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln. — Ein furchtbarer Charakter! Und wie täuschend da, wo er das Schöne und Gute sich aus Lust zu eigen macht! — O hütet euch! — Wenn du die unaussprechliche Schmach des Gefühls ahnen könntest — . . . unser eignes Selbst entflohen aus uns — entflohen aus ihm . . . gar kein Dasein mehr! Man ist verschwunden unter den Lebendigen, getilgt mit Schande aus ihrer Zahl . . ." (Brief 12)

„— Ich kenne diese Menschengattung aus dem Grunde . . . Schon die vorzüglichen Anlagen, die bei ihr vorausgesetzt werden müssen, führen die Gefahr des Mißbrauchs mit sich. Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet! Jedes Uebermaß von Kräften reizt zu irgend einer Art von Gewaltthätigkeit und Unterdrückung. Hierzu kommt bei den Alwillen, daß ihren vorzüglichen Gaben eine besonders zarte und lebhafte Sinnlichkeit, eine große Gewalt des Affectes und eine ungemaine Energie der Einbildungskraft zum Grunde liegt . . . Man kann ohne Gefahr annehmen bei der Gattung, daß wo der hellere Kopf ist, auch ein schwererer Grad von Nachlosigkeit sich einstellen werde. Bei der Helle des Kopfes wird der Uebergang von der Empfindung zur Reflexion, zur Beschauung und Wiederbeschauung, mit Hilfe des Gedächtnisses, immer schneller, mannigfaltiger, gegenseitiger, durchgreifender, umfassender: bis endlich Umschauung, Betrachtung und Empfindung jeder Art von der zur größten Fertigkeit gediehenen Selbstbesinnung, Geistesgegenwärtigkeit und innern Sammlung, welche die Helden dieser Gattung selbst in der ärgsten Beklemmung der Leidenschaft nie ganz verläßt, unaufhörlich nur verschlungen werden, und für sich keine Gewalt und natürlichen Rechte mehr haben. Der ganze Mensch, seinem sittlichen Theil nach, ist Poesie geworden; und es kann dahin mit ihm kommen, daß er alle Wahrheit verliert und keine ehrliche Faser an ihm bleibt. Die Vollkommenheit dieses Zustandes ist ein eigentlicher Mysticismus der Gesetzesfeindschaft und ein Quietismus der Unsittlichkeit. — Unter den Egoisten machen diese Zauberer eine eigene Classe aus. — Jede leidenschaftliche Bewegung ist ihrer Natur nach eigensüchtig. Daher kann man in der Regel annehmen, daß überhaupt der empfindsamere Mensch als solcher auch der eigensüchtigere ist. Nicht, daß er

es wollte; im Gegentheil, er möchte gern sich aufopfern; aber er kann nicht, weil er so über alle Maßen zuerst von sich selbst gerührt ist . . . Weil die Alwille sich selbst äußerlich nicht schonen, Größe und in manchen Fällen Edel-
muth beweisen, auch, solange sie nicht ganz verdorben sind, die schönsten Re-
gungen der Seele häufig blicken lassen, ja durch sie nicht selten auch geleitet
werden, so kann man sie weder ganz verachten noch beständig hassen. Und
dies eben macht sie so gefährlich. Denn ihre Eigensucht ist hart und grau-
sam wie keine andere. Einer eigentlichen Verleugnung sind sie nicht fähig,
und die Federkraft der Sittlichkeit in ihnen ist so gut als todt.“ (Brief 19)

Nun male man sich Goethe's Empfindungen aus, wenn er diese und ähn-
liche Expectorationen las, aus denen ihm wie aus einem Zerrspiegel sein ei-
gener Charakter entgegentrat! Daß er nie auch nur das leiseste Wort darüber
äußerte; auch da nicht, wo es zu seiner Vertheidigung sehr angebracht ge-
wesen wäre, das lag tief in seinem Charakter; er schwieg stets, wo ihn etwas
ernsthaft fränkte. Daß er aber im Stillen einen tiefen Groll gegen Jacobi
hegte, wird man ebenso begreiflich finden, als daß dieser Groll in einem
Augenblick zum Ausbruch kam, wo Niemand die Ursache errathen konnte.
Man mißverstehe unsere Ansicht nicht etwa so, als sei es Jacobi's Absicht
gewesen, in diesem ruchlosen Menschen Goethe zu schildern; er glaubte eine
freie Schöpfung zu geben, da aber seine Phantasie nicht eigentlich productiv
war, so wurde ein karrirtes Portrait daraus. — Und daß sein Gewissen
nicht ganz rein war, zeigen einige Bemerkungen bei Gelegenheit der neuen
Ausgabe des Alwill, 1781. Als man ihn tadelte, das Gegengift gegen die So-
phistik der Leidenschaft zu schwach genommen zu haben, antwortete er, 23. Oct. :
seine eigentliche Absicht sei die Bekämpfung der Alwill'schen Grundsätze gewesen;
selbst bei seiner vermeintlichen Rechtfertigung brenne diesem die verhüllte Wahrheit
ins Eingeweide; oft sei der Gek nur mit sich selbst im Mißverständnis. „Ich
weiß nicht,“ schreibt er an G. Forster 5. Nov., „was kräftigeres gegen die
Geniesuche geschehn konnte; auch haben die feinen Nasen es nur zu
gut gerochen.“ — „Uebrigens,“ setzte er (an Lavater, 10. Oct.) hinzu, „ist
in Alwill etwas, dem ich mehr als mir selbst glaube.“

Jacobi's zweiter Versuch war der *Woldemar*, von dem Wieland unter
dem Titel „Freundschaft und Liebe“ April 1777 für den *Mercur* das erste
Fragment erhielt; die weiteren Fragmente erschienen in derselben Zeitschrift
bis zum Dec. 1777. Wieland sprach sich zu Anfang ganz enthusiastisch aus.
„Was für ein Naturmaler, was für ein Seelenmaler du bist! Wie scharf
deine Umrisse und wie warm die Ausführung! Wie unter deinem Zauber-
pinsel alles lebendig, alles neu wird, alles, als ob mans zum erstenmal fühle!
Ja wol wird das Ganze eine Composition sein, wie es wenige gibt. Nicht

Kunst, nicht Stückwerk, sondern Werk einer großen Natur," u. s. w. —*) Man kann diesem Urtheil nicht wol beipflichten. Wäre der Woldemar wie der Allwill in Briefen geschrieben, so würde er viel interessanter sein; erzählen kann Jacobi ebensowenig als charakterisiren; das Ganze ist ein Gewirr unzusammenhängender, peinlicher, zum Theil sinnloser Expectorationen, meist in einer sehr gezierten Form, freilich durch einzelne sehr bedeutende Bemerkungen unterbrochen.

In den Gesprächen des Romans handelt es sich hauptsächlich um einen Gegensatz, über den sich Jacobi selbst damals noch nicht entschieden hatte: auf der einen Seite die buchstabengläubige Orthodogie mit dem gemeinen Menschenverstand im Bunde, auf der andern die Subjectivität des Gefühls. — In dem Hauptdialog (geschrieben 1777) bemerkt der Propst Alkam: „man fange an allgemein einzusehn, daß es eine schlechte Vorbereitung sei für ein thätiges Leben und für die Bedürfnisse unsrer Zeit, wenn man die jungen Köpfe mit übertriebenen, verworrenen und phantastischen Ideen vom Guten und Schönen, die sie aus den Alten schöpften, sich anfüllen lasse, statt ihnen gleich anfangs von Tugend und Religion nur lauter deutliche Begriffe beizubringen, die unabhängig von Gefühl und Phantasie überall Stich hielten, überall dieselbe Kraft bewiesen, und die unzuverlässige Beihilfe des Herzens verachten lehre, als des Menschen unwürdig, der sich durch Vernunft allein bestimmen solle und könne.“ Woldemar dagegen sucht gerade in der Freiheit des Entschlusses den Sinn der Tugend. „Mir ist der ein verächtlicher Mensch und das ein verächtliches Volk und Jahrhundert, das nur um Gutes zu empfangen, Gutes thun will. Ich sehe vor mir ein scheußliches todttes Meer, und keinen Geist, der es bewegen, erwärmen, neu beleben könnte; darum wünsche ich eine Fluth, irgend eine, sei es die Barbaren, die den häßlichen Pfluhl wegschwemme und uns rohes frisches Erdreich wiedergebe.“ — Auf die

*) Dieses gute Verhältniß dauerte nicht lange. Die Jacobi's schickten ihm nichts für den Mercur, in Folge dessen ihnen Wieland (Aug. 1778) auch ihren Antheil kündigte. Desto freigebiger waren sie in Kritiken seiner Aufsätze. Im Nov. 1777 schrieb er einen Aufsatz „über das göttliche Recht der Obrigkeit," eine Vertheidigung des Despotismus, in welchem er freilich einmal wieder seiner Feder recht freien Lauf gelassen, zu schreiben was sie wollte; in Folge dessen kündigte ihm Jacobi die Freundschaft. Die Herzogin Amalia suchte zu vermitteln, aber Wieland erwiderte (An Merk, 2. Aug. 1778): „sein Stolz sei mir unleidlich, und ich wolle ihm keine Ursache geben, sich einzubilden, daß es nur auf ihn ankomme, ob er sein Scepter auf mich neigen wolle; wenn er Jupiter sei, sei ich Neptun, kurz, mein Schluß steht fest, in der Verbindung mit einem Genie ähnlich steht, in den Leib gekriegt, daß ich lieber mit Schneidern, Schustern und Hortentotten umgehn möchte.“ Daß Jacobi — Mai 1781! — eine Widerlegung drucken ließ, und darin Wielands Behauptung ein schaaales Quodlibet, eine Ekel erregende Sophisterei nannte, war gewiß nicht in der Ordnung. Später (1784) wurde das Verhältniß durch persönliche Zusammenkunft doch leidlich wiederhergestellt.

Ansicht, die Offenbarung sei doch die Hauptsache, erinnert er: „wen sein eigenes Herz nicht belehrt, denn kann weder göttlicher noch menschlicher Unterricht bessern.“ — Dem Einwand: daß der Mensch von Natur böse sei, erweisen schon die Ungezogenheiten und Grausamkeiten der Kinder, begegnet er folgendermaßen: „daß Welt und Mensch im Argen liegen, weiß ich; aber ich weiß auch, daß der Mensch nicht der Arge selbst ist. Das müßte er sein, wenn Sie recht hätten; müßte wenigstens Satans Bild angenommen haben und ihn allein von ganzem Herzen ehren und anbeten können. Lieber keinen Gott als mit ihm einen Teufel, der ihm so den Vortheil abgenommen hätte, der ihm Meister geworden wäre!“

Hier steht Jacobi entschieden auf Woldemars Seite; zweifelhafter ist es an einer andern Stelle. „Für Lizenzen hoher Poesie habe die Grammatik der Tugend keine beständige Regel, und erwähne ihrer darum nicht; keine Grammatik, am wenigsten eine philosophisch allgemeine, könne alles, was zu einer lebendigen Sprache gehöre, in sich fassen. . . . Die größte Weisheit, wozu ein Mensch gelangen könne, bestände darin, daß er alle seine Handlungen und Gedanken mit seinem moralischen Gefühl in Uebereinstimmung brächte, ohne sich um menschliche Einrichtungen und fremde Meinungen zu kümmern.“ Dazu bemerkt Henriette (nach Jacobi's eigener Erklärung die ideale Figur des Romans, während Woldemar eine ähnliche Haltlosigkeit wie Allwill ausdrücken soll): ihr graue vor den Folgen solcher Lehren. — Als dagegen Henriette einmal folgende Stelle im Plutarch anzeichnet: „Fremdling! die Gesetze und Gebräuche der Menschen sind verschieden; einigen heißt dieses schön und gut, andern jenes; aber dies gilt allgemein, ist schön und gut für alle: daß jeder unter seinen Mitbürgern, was gemeine Sitte ist, verehere und diese Ehrfurcht in all seinen Handlungen beweise!“ so tadelt sie Biederthal, Woldemars Bruder, der in der Regel den Vermittler macht, sehr lebhaft wegen dieser Anhänglichkeit an die „sklavische Maxime eines Barbaren,“ und Henriette selbst scheint sich zu schämen.

In den Zusätzen von 1779 (später im „Kunstgarten“) erschien zuerst das Waldgespräch, dessen Bedeutung sehr dadurch erhöht wird, daß es zehn Jahre dem Ausbruch der Revolution voranging. Man sieht doch, welche Gedanken damals die Seelen der Menschen beschäftigten. „Es ist nur zu wahr, daß unser Leben in einen der trübsten Zeitpunkte gefallen ist. Die edelsten Formen der Menschheit sehen wir zertrümmern, und wenn wir nun auch Vieh werden wollten, wie uns die Weisen rathen, so sind wir aus Mangel an Leibeskräften auch das nicht im Stande. . . . Wir müssen dennoch Muth behalten, und statt unter schönen Schwärmereien zu erliegen, uns emporschwingen zur Wirklichkeit. . . . müssen die große Weltmasse voranwälzen helfen; denn zurückwälzen werden wir sie nie. — Die Zeit ist vielleicht nahe, wo aus jenen zer-

trümmerten Formen eine neue zusammenfließen wird, eine reinere und bessere. Was wollen wir uns mit eitlem Flickwerk aufhalten? der unsichtbare Geist, der einmal entwichen ist, wird in die verlassene Hülle nie zurückkehren; er hatte sie ausgebraucht, im Gebrauch sie zerstört.“ Woldemar macht auf die schreckliche Bedeutung des Helvetius aufmerksam: er habe den leeren Dunst völlig zerstreut, und tröste sich über den Stel an der Wissenschaft des Stels. — Er selbst sieht kein Ende. „Alle Veränderungen in der Menschheit verändern nur ihr äußerliches Ansehn, nicht ihre Art. Der große Haufe bleibt in demselben Grade eigensüchtig, gewaltthätig, von Herzen lasterhaft; zu einem äußern sittlichen Verhalten bequemt er sich nur aus Noth; Gerechtigkeit rechnet er zu den Mühsalen des Lebens. Kurz, die Menschen im Durchschnitt sehn es für ihren Vortheil an, ihrem bessern Theil allen möglichen Abbruch zu thun, und ihre Brutalität in Freiheit zu setzen.“ — So sei es immer gewesen; erfolge jetzt nicht eine wunderbare Veränderung, so stehe der jüngste Tag vor der Thür. Vergangenheit und Zukunft seien ihm räthselhaft, aber er verlasse sich darauf, daß Gott die Welt im Verborgnen regiere.

Der erste Theil des Woldemar, unter dem Titel „eine Seltenheit aus der Naturgeschichte,“ erschien 1779; gleichzeitig Bruchstücke aus dem zweiten Theil im deutschen Museum (1781 als „Kunstgarten“ wiederholt). — Am unbedingtsten sprach G. Forster, den Jacobi Juni 1778 in Düsseldorf kennen und lieben gelernt, seine Bewunderung des Woldemar aus; noch viel erfreulicher war dem Dichter ein anerkennendes Billet Lessings, 18 Mai 1779. Goethe, bei dem kurz vorher Merck, Jacobis entschiedenster Gegner, längere Zeit verweilt, verübte in der ersten Hälfte des August zu Ettersburg jenen Poffenstreich mit dem Woldemar, der bald in alle Welt ausposaunt wurde.*) In höchster Aufregung schrieb ihm Jacobi 15. Sept. 1779 einen Scheidebrief, der beiläufig bestätigt, daß Goethe seit langer Zeit den alten Freund ganz vernachlässigt hatte. Es handle sich nicht um das Buch, sondern um die falsche, lieblose Beurtheilung seiner Person, um den Verrath ihrer Herzensfreundschaft. „Was die gehässige Beschuldigung angeht, ich hätte im Woldemar mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufstellen wollen, so müsse sie mich freilich unendlich schmerzen.“ — Goethe ließ den Brief unbeantwortet; es war auch schwer, einen passenden Ton darauf zu finden. Einer gemeinsamen Freundin stellte er kurze Zeit darauf die Sache ganz arglos dar, und suchte

*) Aus Rom schreibt Heinse 8. Dec. 1780 an Jacobi: „Goethes Muthwillen ist ein Studentenstreich im Rausch, wie sie die Athener am Alcibiades auf die leichte Achsel nahmen. . . Die Mercke, die den Poffen zum feierlichen Ernst machen und wie Evangelisten unter die Frau Wasen herumtragen, verdienen die Stoßschläge, die platterdings die einzige Art von Begegnungen dergleichen Beleidigungen sind. — Ach wenn man immer bei einander wäre, so würde manches nicht geschehen! Des Menschen Sinn ist gerecht und gut, aber die Phantasie ist ein Teufel.“

sie zu bedeuten, was dergleichen launiges Getreibe in ihm für eine abgesonderte Sache sei. „Goethe“, schreibt diese Freundin, Schlossers zweite Frau, 31. Oct. 1779 an Jacobi, „kann gut und brav, auch groß sein, nur in der Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug; er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Er ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden.“ Jacobi hatte die Sache stark ergriffen. „Sie wissen“, schreibt er an Forster 11 Oct., „ich bin ein herzlicher Mensch, der gern sich mittheilt; aber eben daher ist ein gewisser Unmuth in mich gekommen, daß ich mich kaum selber mehr anhören mag, und das Zutrauen, mich Andern zu offenbaren, fast ganz verloren habe. In kurzem werde ich der verschlossenste, stillste, duldsamste unter den Menschen sein.“ — Jacobi hatte nicht Adel genug, fortan die Sache in sich zu verschließen; er fuhr fort, sich zu beklagen, und sich über Goethe bitter, zuweilen unschön zu äußern. Der Letztere äußerte sich auf Befragen gegen Lavater 1781: „Eigentlich ist's eine verjährte Geschichte, die du am besten ignorirst. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, so könnte ich dir wol das Nähere sagen; es ist aber nicht der Mühe werth. Da du mich kennst, solltest du dies in Ahnung erklären können. Der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir in mir wohlbekannt, und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch.“ —

„Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuth die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.“ Mit diesen Worten gedachte Goethe 2. Oct. 1782 von Jacobi, dem er eine alte Schuld abtrug, an die dieser ihn erinnern lassen, in Frieden zu scheiden. Jacobi betrachtete es freudig als eine Wiederannäherung; und brach sogar (22. Nov.), als Goethe ihm seine Iphigenie geschickt, noch einmal in den Enthusiasmus des Jahres 1774 aus. Aber Goethe war ein anderer geworden; das Verhältniß blieb leidlich, aber nur durch Duldung und Schonung. — Die neue Ausgabe des Woldemar, um einen zweiten Band bereichert, widmete Jacobi 12. Jan. 1794 Goethe in einem begeisterten Brief, der gewissermaßen das frühere absprechende Urtheil desselben rechtfertigen sollte. Allein gerade in den neuen Zusätzen kamen die ärgsten Quälereien zwischen Woldemar und Henriette vor, die sinnlosesten Conflicte zwischen Freundschaft und Liebe, von denen das eine nicht Freundschaft, das andere nicht Liebe war. 1796 wurde die Dedication weggelassen, in der Gesamtausgabe wieder aufgenommen. — Jacobis poetische Laufbahn war mit diesen beiden Romanen abgeschlossen; wie Goethe in den Kampf um den Leichnam des Spinoza hineingezogen wurde, davon später.

J. S.